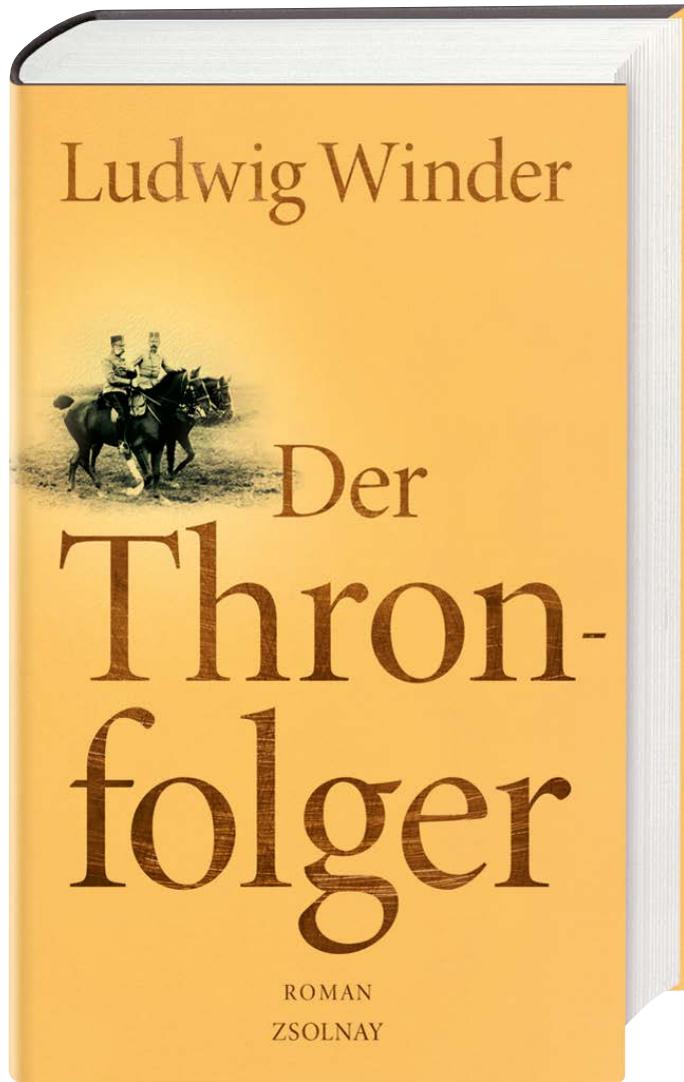


Leseprobe aus:

Ludwig Winder
Der Thronfolger Ein Franz-Ferdinand-Roman



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2014





Ludwig Winder

Der Thronfolger

Ein Franz-Ferdinand-Roman

Mit einem Nachwort von
Ulrich Weinzierl

Paul Zsolnay Verlag

Die Originalausgabe erschien 1937 im Humanitas Verlag, Zürich.
Dieser Ausgabe liegt die 1984 bei Rütten & Loening, Ost-Berlin, erschienene
zugrunde. Die Orthographie wurde leicht modernisiert, die Interpunktions-
zeichen beibehalten. Offensichtliche Satzfehler wurden korrigiert.

1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-552-05673-2

Alle Rechte vorbehalten

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2014

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



Erster Teil

Die Mutter und die Stiefmutter

Re Bomba

Die Prinzessin Maria Annunciata von Bourbon-Sizilien war genau zwölf Jahre alt, als sie zum ersten Male den Spottnamen ihres Vaters hörte: »Re Bomba«. Die Benediktinermönche, die ihre Erziehung leiteten, hatten ihr vor sieben Jahren seinen offiziellen Titel beigebracht: Ferdinand II., König beider Sizilien, König von Jerusalem, Herzog von Parma, Piacenza und Castro, Erbgroßherzog von Toscana. Die Prinzessin hatte als Fünfjährige schon mehr gewusst als die meisten Untertanen des Königs. Sie hatte gewusst, dass das Königreich beider Sizilien aus dem südlichsten Festland Italiens, aus der Insel Sizilien und mehr als zwanzig kleineren Inseln bestand. In der amtlichen Sprache hießen die beiden Hauptbestandteile der Monarchie Dominio al di qua del Faro und Dominio al di là del Faro. Das hatte die Prinzessin ein Jahr später gelernt. Und noch ein Jahr später hatte sie die Namen der fünfzehn Provinzen des Festlandes wie ein Gedicht memorieren müssen. Nach und nach hatte sie die Geschichte des Königreichs seit dem Regierungsantritt Karls III. von Bourbon, der die bourbonisch-spanische Dynastie auf den Thron von Neapel und Sizilien gesetzt hatte, und viele andere langweilige Dinge gelernt. Aber erst an ihrem zwölften Geburtstag, am 24. März 1855, hörte sie zum ersten Male den Spottnamen, den das ganze Königreich und ganz Europa dem König, ihrem Vater, gegeben hatte: »Bombenkönig«.

Der fromme König, der dreimal täglich das Angelus betete, ließ an diesem Tag die Frühmesse von Don Placido, dem berühmtesten Kanzelredner Neapels, zelebrieren. Die hochaufgeschossene Prinzessin kniete in der engen Schlosskapelle zwischen Vater und Mutter, der Vater seufzte asthmatisch, die Mutter bewegte in stummem Gebet die Lippen, die blutleeren Wangen des Mädchens entzündeten sich an der

schwelenden Glut der hohen gelben und roten Kerzen, die in so dichten Reihen knapp vor den Knienden brannten, dass niemand sich zu bewegen wagte. Endlich durfte die Prinzessin sich setzen. Von den Wolken des Weihrauchs betäubt, hörte sie die Donnerworte, die Don Placido sprach. Sie galten ihr, der Zwölfjährigen. Don Placido sprach zu ihr allein, seine feurigen, großen schwarzen Augen bannten die brennend schwarzen, aufgerissenen der Prinzessin. Der Priester rief: »Der heilige Januarius und die heilige Rosalia lassen der Prinzessin Maria Annunciata durch meinen demütig die Botschaft tragenden Mund verkünden, dass sie ihr immer zur Seite stehen werden, wenn sie in ihrem Herzen entschlossen ist, nichts auf Erden zu lieben wie unsern Heiland Jesus Christus. Der zwölfe Geburtstag ist das Ende der Kindheit. Die Prinzessin ist von heute an voll verantwortlich für das Gelübde der Frömmigkeit, das sie an diesem bedeutungsvollen Tag ablegt. Sie beherzige, dass die dämonische Urkraft des feuerspeienden Vesuvs nur von der Macht des heiligen Januarius zurückgehalten wird und dass die Pest ausbricht, sobald die heilige Rosalia uns ihren schützenden Arm entzieht!« Diese Drohung erschreckte die Prinzessin nicht tiefer als der gewaltige Hall der Priesterstimme, die dunkel, geheimnisvoll und stark wie eine Orgel tönte. Einen Ausbruch des feuerspeienden Berges hatte Maria Annunciata nie erlebt, die Pest kannte sie kaum vom Hörensagen. Der König und die Königin jedoch fuhren erschreckt auf. Maria Theresia, die Königin, warf dem Priester einen vorwurfsvollen Blick zu. Musste er sie und den König an das unheilvolle Jahr 1837 erinnern, das wenige Tage nach ihrer Hochzeit die Cholera in das Königreich geworfen hatte? Vierzehntausend Opfer hatte die Seuche in der Hauptstadt gefordert, vierundzwanzigtausend in Palermo, dreißigtausend auf Sizilien. Das gepeinigte, dem Wahnsinn nahe Volk hatte die ohnmächtigen Ärzte und die königlichen Beamten, die nicht helfen konnten, ermordet, verbrannt, lebendig begraben, den Intendanten in Syrakus und alle Mitglieder der lokalen Regierung erschossen und erschlagen. Die Schuld aber gab das Volk dem König und der Königin, der hochmütigen Habsburgerin, die so vermessen gewesen war, ein Jahr nach dem

Tode der wundertätigen Königin Maria Christina das Ehebett und den Thron der Seligen einzunehmen, deren Leichnam sich durch ein Wunder unversehrt erhalten hatte.

Don Placido sah befriedigt die Wirkung seiner wohlerwogenen Drohung. Das Haus Habsburg war ihm teuer, nicht aber diese geizige Habsburgerin, die den Monaci, den adeligen Benediktinermönchen, die fürstliche Pracht, das Gold, den Marmor der Klöster San Martino in Neapel und La Cava bei Nocera missgönnte. Noch einmal ließ er die königliche Familie knien; dann verschwand er im Aufrauschen der Orgel.

Der König ging schnaufend dem Ausgang zu, nach allen Seiten flinke Blicke werfend. Die Königin bewegte sich steif, automatenhaft, an seiner Rechten. Hinter dem Königspaar, stumm,beklommen, die Kinder: Maria Annuntiata, das Geburtstagskind, ihr vierzehnjähriger Bruder Alfonso und der dürftige neunzehnjährige Kronprinz Francesco, ihr Stiefbruder, den die als Heilige verehrte Königin Maria Christina eine Woche vor ihrem Tode geboren hatte.

Auf dem Geburtstagstisch waren die Gaben gehäuft: Puppen, Bücher, Amulette, ein goldenes Kreuz an einem goldenen Halskettchen. »Zufrieden?«, fragte der König, mit den kurzen, dicken Fingern die mageren Schulter der Prinzessin tätschelnd. Sie nickte leichthin. »Don Placido hat dich erschreckt«, sagte er, nachdenklich die kränklich bleichen Wangen der allzu rasch gewachsenen Tochter betrachtend, »deshalb darfst du dir noch etwas wünschen. Ich will dir eine Freude machen. Denk nach, wünsch dir etwas Hübsches.«

Die großen schwarzen Mädchenaugen leuchteten auf, aber die Prinzessin blieb stumm: Die Anwesenheit der Mutter schloss ihr den Mund. Als die Eltern das Zimmer verlassen hatten, lief das Mädchen ihnen nach, zupfte verstohlen den König beim Ärmel. Er blieb stehen. Als die Königin außer Sichtweite war, lachte er: »Verstanden, verstanden. Ein Geheimnis.«

Schmeichelnd legte die Prinzessin die mageren Arme um seinen dicken Nacken, den der pompöse Waffenrock einzwang: »Eine Bitte. Ein Wunsch, den ich schon lange ...«

Sie blickte den König, dessen dicker Bauch die Annäherung erschwerete, beschwörend an.

»Nun, sprich, Töchterchen. Dein Wunsch ist bereits so gut wie erfüllt.«

»Ja?« Sie löste die Arme von seinem Körper, ließ den beschwörenden Blick auf seinem gutmütig lächelnden Gesicht ruhen und sagte leise, im Flüsterton: »Nimm mich mit, heute Mittag. Zu den Lazzaroni.«

Der König war erstaunt. Er kratzte sich, rieb die Nase und den schütteren Backenbart, der unterhalb des rasierten Gesichts ein schmales, kraus gezacktes Band bildete.

»Weißt du, Kleine, das ist nichts für dich. Das ist zu verrückt. Es geht nicht.«

»Warum nicht?!«

»Deine Mama würde es nicht erlauben.«

»Wenn du es aber erlaubst ...«

»Ihre Majestät wäre sehr ungehalten. Die Lazzaroni sind Strolche und Bettler. Das ist keine Gesellschaft für eine kleine Prinzessin. Sie führen unflätige Reden. Und sie stinken. Ganz entsetzlich stinken sie. Du würdest ohnmächtig umfallen.«

»Ich will mich gut halten. Ich falle nicht so leicht um.«

»Wenn du deine Mutter gefragt hättest – du weißt, was sie antworten würde: ›Vergiss nicht, dass du nicht nur die Tochter des Königs und der Königin, sondern auch die Enkelin des großen Erzherzogs Karl bist, der den bösen Napoleon besiegt hat‹, würde sie sagen.«

»Weil sie die Tochter des Erzherzogs Karl ist, soll ich nicht zu den Lazzaroni dürfen? Und du! Du gehst jeden Tag mit dem Mittagsschlag zu ihnen. Wenn der König geht, kann ich auch gehn. Du gingst gewiss nicht, wenn es unter deiner Würde wäre.«

Der König schmunzelte. Die Prinzessin lächelte triumphierend.

»Du erlaubst es! Du nimmst mich mit!«

»Ich sollte nicht, aber ich will dir deinen Geburtstagswunsch nicht abschlagen. Wir gehen zusammen zu den Lazzaroni. Aber nicht mit

dem Mittagsschlag, sondern etwas später. Mama braucht es nicht zu wissen. Wir warten ihren Mittagsschlaf ab, dann gehn wir.«

»Zu den Lazzaroni! Zu den Lazzaroni!«, jubelte die Prinzessin.

Schweigen heischend, legte der König den Finger an den Mund und ging in seine Gemächer. Gern erfüllte er den Wunsch der Prinzessin. Nur das Veto der Königin hatte ihn immer abgehalten, den Lazzaroni seine Kinder zuzuführen. Es war ein Fehler, dass das königstreue Volk sie nicht kannte. Der Thronerbe wenigstens hätte längst Freundschaft mit den Lazzaroni schließen sollen. Die Königin hatte in den achtzehn Jahren ihrer Ehe nicht begreifen gelernt, dass ihre habsburgische Vornehmheit den Lazzaroni gegenüber höchst unangebracht war. Denn auf wen durfte sich die Dynastie verlassen? Auf den wankelmütigen Staatsrat? Auf die vier Regimenter Schweizer Söldner, die das Volk hasste wie die Pest? Auf die eigenen Truppen, diese lumpigen fünfundvierzigtausend Mann, die sich noch nie bewährt hatten, auf ihre ungebildeten Offiziere, die teilweise aus revolutionären Elementen bestanden? Auf den Reichtum des Landes, den die Staatsschuld von sechsundachtzig Millionen Ducati trefflich charakterisierte? Auf die Monaci und Berettanti, die allzu mächtigen Mönche, denen die rebellischen Seelen der Untertanen gehörten? Auf die großen Adelsfamilien, die Caraffa, Miranda, Palliano, Policastro, Rocca-Romana, Ruffo, denen Joseph Bonaparte alles genommen hatte, sodass sie Zimmervermieter und Stiefelputzer geworden waren? Nein, nein. Verlass war nur auf die stinkenden Lazzaroni, die den König liebten. Sie waren die eigentliche, die wahre Königsgarde. Solange sie den König hielten, war die Dynastie gesichert.

Zu dieser Erkenntnis war bereits der Großvater Ferdinands II. gelangt, der pfiffige Ferdinand I., der »Lazzaronikönig«. Er hatte nicht nur viele Stunden des Tages mit den Tagedieben, die vor dem königlichen Schloss lungerten, Siesta gehalten, er war weiter gegangen, um sich die Gunst der Lazzaroni zu sichern: Er hatte mit ihnen geflucht und gerülpst, er hatte Seite an Seite mit ihnen Fische feilgeboten, er hatte Krone und Zepter mit Schürze und Handtuch vertauscht und

war öffentlich in Portici als Lazzaroni-Koch aufgetreten. Diese Zeiten waren vorüber. Der Schwiegersohn des Erzherzogs Karl wollte nicht Fische verkaufen und Spaghetti servieren. Aber er durfte und musste der Freund der Lazzaroni sein, ihr Schützer und ihr Schützling. Dreimal hatten sie die Dynastie gerettet, die absolute Monarchie wiederhergestellt, mit gefletschten Zähnen und langen Fleischemessern waren sie über das aufständische Neapel hergefallen. Sie und nicht die Schweizer Söldner hatten die Revolution besiegt, fünfzigtausend brülende, schießende, stinkende Eckensteher, Nichtstuer und Bettler.

Auf dem Königlichen Platz, dem königlichen Schloss gegenüber, in dem prächtigen Säulengang der Kirche San Francesco di Paola, war ihr Hauptquartier. Täglich, wenn die Mittagsglocken zu läuten begannen, stand der König vom Schreibtisch auf und setzte sich zu den Lazzaroni unter eine der zehn hohen Säulen des breiten, von Gelächter, Gesang und Gezänk erfüllten Vorbaus der Kirche, zum Ergötzen der Fremden, die den König unter den Lazzaroni wunderbarer fanden als alle Schönheiten Neapels.

Heute verließ er zwei Stunden später als sonst das Schloss. In dem nach dem Muster der Peterskirche erbauten Säulengang der Kirche, den der König in einen Rundbau in der Art des Pantheons umgewandelt hatte, lugten die Lazzaroni aus. Wo bleibt er, der dicke Re Bomba? Plagen ihn wieder die Hämorrhoiden so arg, dass er weder sitzen noch gehen kann? Oder hat er so viel gefressen, dass er außerstande ist, seinen aufgeblähten Bauch über den Königlichen Platz zu schleppen? Sie lachten, sie schmähten, sie machten sich über ihn lustig. Sie liebten ihn nicht, wie er glaubte; was sie an ihn fesselte, war die bewährte Vernünftigkeit des Vertrags, den sie mit ihm geschlossen hatten: »Duldest du uns, so dulden wir dich.« Endlich, fünf Minuten nach zwei, die meisten Lazzaroni waren eingeschlafen, rief einer: »Re Bomba!« Der König ging gemächlich über den Königlichen Platz, an der Hand führte er die Prinzessin. Sie zitterte ein wenig, sie hielt seine feuchte Hand umkampft, das Herz der Neugierigen klopfte stürmisch, sie hatte doch ein wenig Angst, als sie sich den zerlumpten Gestalten

näherten, die mit ironischer, stark übertriebener Grandezza den König grüßten.

»Hier bringe ich euch meine kleine Tochter, sie hat Geburtstag«, sagte der König jovial. Die Prinzessin vermochte nicht zu lächeln. Sie hatte sich vorgenommen, tapfer zu sein, aber der Gestank der Tabakpfeifen, der Fischreste und der schmutzstarrenden Männer, die sie anglotzten und angrinsten, machte sie schwindlig. Am liebsten wäre sie davongelaufen, fort, fort, nur rasch fort, in die reinere Luft des Königlichen Platzes, in die Geborgenheit des Schlosses. Sie ließ die Hand des Königs los und schickte sich an, mit einem entschlossenen Sprung dem widerlichen Gesabber, Gejohl und Gestank zu entrinnen. Plötzlich aber fühlte sie sich von einer derben, weiß behaarten Hand angepackt und in das Innere der Halle gerissen. Der König, der mit einem der schrecklichen Männer eifrig sprach, merkte es nicht. »Da bring ich sie euch, die Tochter des Re Bomba, die süße, kleine Prinzessin, die liebliche, reine Jungfrau«, rief der Mann und ließ sich pathetisch aufs Knie vor ihr nieder: »Gib mit deinen Segen, Teure, Angebetete!« – »Die Tochter des Re Bomba?«, riefen mehrere Lazzaroni, die erst jetzt aus dem Mittagsschlaf erwachten. Und es hallte und dröhnte und wisperte von allen Seiten, frech und ehrfürchtig, unverschämt und zärtlich:

»Die Tochter des Re Bomba!«

»Die Tochter des Re Bomba!«

»Die Tochter des Re Bomba!«

Die Prinzessin fasste sich. Sie gewöhnte sich an den Lärm, an den Gestank. Sie blickte in gutmütige Augen. Ein junger Mensch mit nacktem Oberkörper und zerrissenen blauen Hosen warf ihr Kusshände zu, holte eine Gitarre, die er hinter einer Säule versteckt hatte, und begann ein schmachtendes Liebeslied zu singen. Seine kräftige Stimme schien sich hoher Schätzung zu erfreuen, denn die Männer verstummten und hörten zu. Auch die Prinzessin hörte zu, höflich, in der vornehmen Haltung, die sie wiedergefunden hatte, aber sie war geistesabwesend, sie dachte unaufhörlich: Die Tochter des Re Bomba? Warum nennen sie den König »Re Bomba«? Was bedeutet das? Als das Lied zu Ende

war, überwand sie ihre Scheu, ihren Abscheu. Sie reichte dem sich tief verbeugenden Sänger die Hand, die er, die Augen verdrehend, küsste. Dann entlief sie so unversehens, dass keiner ihr folgen konnte. Zwei Minuten später stand sie atemlos mit geröteten Wangen in ihrem Zimmer.

Am Fenster saß die Kinderfrau, die vor neunzehn Jahren den Kronprinzen gesäugt hatte und seit zwölf Jahren die Prinzessin Maria Annunciata betreute. Sie war vierzig Jahre alt, aber die Prinzessin erblickte in ihr eine lästige Hundertjährige, die nicht sterben wollte. Von ihr, die immer nur betete und Strümpfe strickte, war gewiss nichts zu erfahren. Aber was alle Lazzaroni wussten, musste auch sie wissen, obgleich sie nie etwas wusste, die Einfältige, die nicht einmal lesen und schreiben konnte.

Die Prinzessin blieb vor der Kinderfrau stehen: »Du, was bedeutet das: ›Re Bomba‹? Warum nennen die Lazzaroni, diese schmutzigen Tiere, den König ›Re Bomba‹?«

Die einstige Amme bekreuzigte sich und sagte tief erschrocken: »Ich weiß es nicht ... Ich kenne nicht diese niederträchtigen Redensarten. Ich beschwöre dich, liebster Engel, kümmre dich nicht um solchen Unfug und hör nicht zu, wenn die gemeinen Leute auf der Straße reden – es schickt sich nicht für eine königliche Prinzessin, gutes Kind. Ihre Majestät wäre außer sich, wenn sie wüsste, dass die Prinzessin solche Worte aufschnappt.«

Mit einer verächtlichen Handbewegung ließ die Prinzessin von ihr ab. Das angrenzende Zimmer gehörte Francesco, dem Kronprinzen. Maria Annunciata führte selten mit ihrem nahezu erwachsenen Stiefbruder ein ernstes Gespräch, sie hatten einander nicht viel zu sagen, sie vertrauten einander ihre geheimen Gedanken nicht an. Jetzt aber wollte die Prinzessin ihn zwingen, ihr das Sonderbare, das sie bei den Lazzaroni gehört hatte, zu erklären. Oder hatte man auch ihm verheimlicht, warum das Volk den König »Re Bomba« nannte?

Sie betrat Francescos Zimmer. Der Neunzehnjährige lag zu Bett, schlief aber nicht. Er lag viel zu oft in seinem Bett, deshalb war er träge und phlegmatisch geworden.

»Francesco«, sagte das Mädchen zornig, »die Amme, das dumme Weib, will mir nicht sagen, warum die Lazzaroni unseren Vater ›Re Bomba‹ nennen. Ich will es wissen!«

Francesco schwang sich aus dem Bett und sagte lächelnd: »Was gibt es da viel zu erklären? Der König ist ein großer Bombenwerfer – deshalb nennt man ihn ›Re Bomba‹.«

»Er hat Bomben geworfen?«

»Er hat seine teuren Untertanen bombardiert. Weißt du das nicht, du ungebildetes Mädchen? Unser Geschichtslehrer hat uns allerdings nicht mit diesen Heldenstücken unsres Erzeugers bekanntgemacht. Aber draußen, in der Welt, dort weiß es jedes Kind. Unser Vater hat alle aufständischen Städte des Königreichs in den Jahren 1848 und 49 bombardiert. Vor allem Neapel, Messina und Palermo. Mehr als zwanzigtausend Menschen hat er auf dem Gewissen.«

Die Prinzessin blieb minutenlang stumm. Dann sagte sie langsam: »Das glaube ich nicht. Er, der jedem Bettler die Hand reicht!«

Der Kronprinz lächelte: »Ich will dir ein Bild zeigen, dann wirst du mir glauben. Du darfst aber nicht verraten, dass ich dieses Bild besitze.«

Er versperrte vorsichtig die Türen, sperrte ein Kästchen auf, das über seinem Bett hing, entnahm ihm eine Zeichnung, die in einem großen gelben unbeschriebenen Briefumschlag steckte, setzte sich und flüsterte: »Komm her.«

Sie setzte sich neben ihn und betrachtete das Blatt.

Sie sah eine öde Straße. Im Vordergrund stand auf einem Balkon der Vater, die Krone auf dem Haupt. Sein dicker Bauch, den ein breites Ordensband bedeckte, quoll über den Rand des Balkons. Unter dem Balkon hing ein Mensch an einem Galgen. Vor jedem Haus der langen öden Straße hing ein Mensch am Galgen. Inmitten der Straße lagen Tote. Nebst dem König war unter den vielen Gehängten und Ermordeten nur noch einer am Leben: ein Soldat, der einen fliehenden Mann mit dem aufgepflanzten Bajonett aufspießte. Unter der Zeichnung stand gedruckt: »Re Bomba«.

»Nett, nicht wahr?«, sagte Francesco. »Papa ist glänzend getroffen. Das ist eine Lithographie von Daumier. Du weißt natürlich nicht, wer Daumier ist. Ein berühmter französischer Künstler. – Dieses Blatt ist in Tausenden Exemplaren verbreitet worden. Eins habe ich mir verschafft, aber halt den Mund, verrat mich nicht.«

Die Prinzessin blickte lange stumm die Zeichnung an. Dann gab sie dem Stiefbruder stumm das Blatt zurück.

»Nun, glaubst du mir jetzt?«, fragte er, nachdem er die Zeichnung in das Kästchen gelegt und den Schlüssel versteckt hatte.

Maria Annunciata stand auf.

»Mehr als zwanzigtausend Menschen, sagst du?«

»Ja. Beiläufig zweiundzwanzigtausend.«

»Und er selber hat bombardiert?«

»Nicht eigenhändig. Aber am 12. Januar 1848, an seinem Geburtstag, und am nächsten Tag ließ er in Palermo vom Balkon des Schlosses aus die Cassaro, die schöne Hauptstraße, die du sehr gut kennst, bombardieren. Und dem Oberst Gros, der die Schweizer kommandierte, gab er den Befehl, vom Fort Castellamare aus alle fünf Minuten eine Bombe in die Stadt zu werfen. Noch ärger hat er im September 1848 in Messina gewütet. Uns hatte man vorher in Sicherheit gebracht. Nach Gaeta. Deshalb weißt du nichts davon. Du warst übrigens damals erst vier, fünf Jahre alt.«

Sie nickte und sagteträumerisch:

»Schade. Ich wäre gern dabei gewesen.«

Francesco blickte sie überrascht an. Jetzt erst sah er, dass ihre Augen strahlten. Noch nie hatte er so strahlende Augen gesehen.

»Ach so«, sagte er, sich aufs Bett werfend. »Ich habe vergessen, dass es deine Lieblingsbeschäftigung ist, lebende Schmetterlinge zu halbieren und den Fliegen die Beine auszureißen. Dir gefällt natürlich ein König, der seine Untertanen erschießen und hängen lässt, bedeutend besser als ein König, der so bestialische Taten verabscheut. Bitte, verschwind.« Er drehte sich zur Wand und wiederholte müde: »Verschwind. Und merk dir: Ich habe dir nichts erzählt.«

Die Prinzessin ging. Sie saß den ganzen Nachmittagträumerisch am Fenster. Als sie abends vor dem Schlafengehen dem König die Hand geküßt hatte, umarmte sie ihn mit ungewohnter Heftigkeit und küsste noch einmal mit brennenden Lippen seine fette schwitzende Hand. Er glaubte, die Geburtstagsfreude erwecke in seinem kränklichen und stolzen, selten eine Gefühlsregung verratenden Sorgenkind diese Zärtlichkeit.

Das Mädchen Maria Annunciata

Das Volk hungerte. Die freiheitsliebenden Gebirgler im Land der Abruzzen, die offenen Sinnes waren und zur Fröhlichkeit neigten wie ihre Vorfahren, die Samniter, vor Jahrtausenden; die leidenschaftlichen Calabresen, tapfer und ungezügelt wie ihre Urväter, die Lucaner und Bruttier; die Bauern und Hirten in der großen apulischen Ebene am Adriatischen Meer und westwärts in der latinisch-campanischen Ebene am Tyrrhenischen Meer; die Bewohner der paradiesischen Küsten am Kap der Circe, am Kap Misenum und am Kap der Minerva; die Bewohner der Inseln Ischia, Procida, Nisida und Capri; das Volk in Sizilien; die Menschen in den Städten: Sie alle hungerten. Das Land war fruchtbar, aber die grausamen Mächte, die regierten, nahmen alles und ließen dem Volk nichts. Wer ihm helfen wollte, wurde mit einem Leidensgefährten an eine sechs Fuß lange Kette geschmiedet oder zum Tode verurteilt. Die Gesetze waren nicht ungerecht; aber der Polizeiminister entschied »alla gendarmesca«. Es gab drei Universitäten; aber die wenigsten Bewohner des Königreichs lernten lesen und schreiben. Der König war ein braver Mann; aber das Volk war frech, es wollte nicht misshandelt werden, es ließ ihn nicht ruhig regieren. Er war nicht hochmütig, er sprach jeden Tag mit den Niedrigsten, die jeder Schneider verachtete, er verkehrte mit ihnen wie mit seinesgleichen; aber das

unverschämte Volk rebellierte, bald hier, bald dort, es wollte die Konstitution, die der König abgeschafft hatte, es wollte die Früchte des überreich gesegneten, von der Natur bevorzugten Bodens genießen, es wollte sich satt essen. Es schrie: »Evviva la lega italiana!«

Was nützte da alle Frömmigkeit? Der König fastete streng an jedem Freitag und an jedem Samstag, er beichtete öfter und zerknirschter als irgendeiner seiner Untertanen, er fühlte sich klein vor seinem unnachsichtigen Beichtvater, dem Erzbischof von Patras, Celestino Code, der dem Orden des San Alfonso angehörte. Der König tat noch mehr, um die, in deren Schutz er sich noch am ehesten sicher fühlte, gnädig zu stimmen, er fuhr zu dem Fest der heiligen Rosalia nach Palermo und zu dem Sankt-Paulinus-Fest nach Nola, er kniete stundenlang in der Prozession des Piedigrottafestes in Neapel, er erließ ein Gesetz, das allen Eltern junger Mädchen gestattete, ihre Töchter gewaltsam ins Kloster zu sperren, er führte dem Nonnenstift Santa Chiara in Neapel reiche Beute zu, die makellosen Sechzehnjährigen aus den wohlhabenden Häusern.

Dennoch war das böse, undankbare Volk mit ihm unzufrieden. Er hatte immer nur in den Stunden der höchsten Not, wenn er sich und seine Herrschaft bedroht gefühlt hatte, ins Volk schießen lassen; er hätte es vorgezogen, ein von allen geliebter Landesvater zu sein. Das Volk aber ließ sich nicht erziehen. Es schrie: Hunger! Es schrie: Freiheit! Es schrie: Evviva la lega italiana! Es wollte sich freimachen von seinem König, den es falsch einschätzte und falsch und ungerecht »Re Bomba« nannte. Er musste unaufhörlich die Kerker füllen, die Galeeren überlasten, dem Henker Arbeit geben, er musste in den unterirdischen Gefassen der Kerker auf Nisita, Ventotiene und Tremini die Verbrecher, die sich gegen die Staatsgewalt erhoben hatten, foltern lassen, er musste es tun, obwohl feindselig gesinnte Menschen wie der Engländer Gladstone und ein Berichterstatter des »Risorgimento« in Turin, der sich in einen dieser Kerker eingeschmuggelt hatte, die Notwendigkeit dieser Maßnahmen bestritten.

Manchmal gab der König der niederträchtigen geheimen Presse

recht: wenn sie schrieb, der Staatsrat sei lächerlich und kein Minister anständig und gerecht, Del Carretto spiele den Nero, Santangelo raube, Ferri spare für die eigene Tasche – es war die Wahrheit. Der König konnte es nicht ändern, er kannte keinen Menschen, der ihm ergeben war und Vertrauen verdiente. Er war sehr allein. Selbst im Schoße der Familie fühlte er sich nicht geborgen. Die zänkische Königin bildete sich ein, ihre Familie, das Haus Habsburg, sei unvergleichlich vornehmer als das Haus Bourbon; gegen solchen Irrsinn war mit Vernunftgründen nichts auszurichten. Sie scheute die Berührung mit dem Volke, weil es in Lumpen gekleidet war, sie fürchtete sich vor seiner wilden Sprache und vor seinen temperamentvollen Gesten. Sie hasste die Lazzaroni, die einzigen Freunde der Dynastie. Der Kronprinz aber, der träge, verstockte Bursche, war vollends ein Narr, der nicht wusste, was er wollte. Er zitterte vor der Gefahr einer Revolution, die mit der Dynastie aufräumen würde; trotzdem missbilligte er das Bombardement von Messina und alle radikalen Sicherungsvorkehrungen des Königs. Francesco wagte nicht, offen seinem Vater entgegenzutreten, heimlich vertraute er seine Gedanken falschen Freunden an, die alles dem König wiedererzählten. Der Bursche war ein gefährlicher Intrigant, obwohl er tagelang faul zu Bett lag. Aus kleinen Städten und Dörfern in Sizilien berichtete die Polizei, die Leute, die dort den König schmähten, hätten den Kronprinzen hochleben lassen. Das tat weh.

Nur einen Trost hatte der König: Maria Annunciata, die zwölfjährige Lieblingstochter, schmiegte sich von Tag zu Tag zärtlicher an ihn an. Seit ihrem zwölften Geburtstag schien sie zu Verstand gekommen zu sein: Sie war wissbegierig, sie war verständig, sie wollte alles, was er in seinem ereignisreichen Leben getan hatte, genau wissen – und er brauchte ihr nichts zu verheimlichen, denn sie bewunderte ihn und alles, was er getan hatte. Gehässige Menschen hatten ihr von den »Greuelstaten« des »Re Bomba« erzählt – wer mochte es gewesen sein? Francesco? –, aber die Prinzessin erriet und begriff besser als die Erwachsenen, dass der König kein grausamer Tyrann, sondern ein großen Aufgaben hingebener Held und Staatsmann war, der mit ent-

schlossener Hand seine Völker führte und das Unkraut unnachgiebig und unermüdlich jätete, damit das herrliche Vaterland, dieser zauberhafte Garten Europas, nicht von den rohen Gewalten der Natur und der Volksleidenschaften zerstampft und zerstört werde. Zum ersten Male hatte er einen Menschen, vor dem er sich aussprechen konnte, ohne Verrat fürchten zu müssen. Er langweilte sie nicht mit den Winkelzügen seiner Politik, mit uninteressanten Nebensächlichkeiten, die sie noch nicht verstehen konnte; er erzählte ihr nur von seinen größten und kühnsten Taten. Aber gerade das tat ihm not und schuf seinem Herzen Erleichterung. Celestino Code, sein Beichtvater, war ein im ganzen Königreich gefürchteter Mann, der den Ehrgeiz hatte, der heimliche König und Papst der 12 800 Mönche, 10 500 Nonnen und 30 000 Weltgeistlichen zu sein, die in dem Königreich lebten; er hatte Minister gestürzt und große politische Prozesse entschieden, an seinem Beichtstuhl war man mitten im Gewühl aller irdischen Leidenschaften und Kämpfe. Wenn der König seiner Tochter die Geschichte seiner Regierungszeit erzählte, fand er im Auge des verzückt lauschenden Mädchens den Himmel offen. Sie wollte die Namen aller Verschwörer kennen. Sie wollte hören, wie die Anführer der Revolutionäre gefoltert und hingerichtet worden waren. Er musste ihr alle Einzelheiten genau schildern: das sturmkündende Geläute der Glocken, die Kanonaden, das Dröhnen der Geschütze, die zerfetzten Leiber der Frauen und Kinder, die den Männern beim Barrikadenbau geholfen hatten. Er verschwieg ihr, dass er am Beginn der Revolution erschreckt den Wünschen der revoltierenden Sizilianer nachgegeben und ihnen getrennte Verwaltung und Rechtspflege zugestanden hatte; er verschwieg auch, dass er nach der Niederlage der Regierungstruppen die Konstitution von 1812 wiederhergestellt hatte, um sie nach dem Sturm wieder aufzuheben. Er schilderte aber stundenlang den glänzenden Sieg, den er über das Volk von Neapel errungen hatte. Das September-Bombardement von Messina war immer der Höhepunkt seiner Erzählungen.

Hingerissen, mit krankhafter Gier, hörte die Prinzessin zu. Jedes seiner Worte war in ihrem Gedächtnis unverlierbar aufbewahrt. Einmal

erzählte er, im Jahre 1851 seien zweitausend politische Verbrecher eingekerkert worden. Sie korrigierte: »Es waren mehr: Du hast kürzlich von zweitausendvierundzwanzig gesprochen!« Sie ließ sich keinen Eingekerkerten nehmen – wie ein Kind sich keine seiner Puppen nehmen lässt.

Er erkannte nicht, dass dieses Schwelgen der Zwölfjährigen in Grausamkeiten, Blut und Mord unnatürlich und krankhaft war. In seinen Augen waren es keine Grausamkeiten, sondern notwendige Strafmaßnahmen, die den Zweck hatten, das irregeleitete Volk auf den Weg des Rechts, der Staatstreue zurückzuführen. Dass es viele Menschen gab, die an den Regierungsmethoden des Königs gehässige Kritik übten, ließ ihn kalt. Das waren Menschen, die nicht fähig waren, den hohen und schweren Beruf eines Monarchen zu verstehen. Maria Annunciata, die Zwölfjährige, verstand ihn; das königliche Blut verstand ihn. Das war eine unerwartete himmlische Gnade. Jetzt erst, in seinem sechzehnundvierzigsten Lebensjahr, im fünfundzwanzigsten Jahr seiner Regierung, lohnte sich seine Frömmigkeit.

Aber dieses unerhoffte Glück war nicht von langer Dauer. Im November 1856 brach neuerdings ein Aufstand in Sizilien aus. In Catania verkündeten Maueranschläge: »Wir wollen uns befreien! Der König muss abdanken! Es lebe der Kronprinz! Es lebe die Verfassung von 1812!« In Palermo und Messina stürmte das Volk die Gefängnisse. In Calatafimi wurden die Fahnen von 1848 gehisst.

Der König ließ seine Schweizer in den rebellischen Städten einmarschieren, nahm aber diese Revolte nicht ernst, deren Umfang geringer schien als die zahlreichen früheren.

Am 8. Dezember wohnte er mit der königlichen Familie einer Feldmesse auf dem Paradeplatz in Neapel bei. Nach der Messe bestieg er sein Pferd und besichtigte die Truppen. Beim Defilieren sprang ein Soldat des dritten Jäger-Bataillons aus der Reihe und stieß sein Bajonett in den aufgeschwemmbten Leib des Königs.

Der Mann – er hieß Agesilao Milano und stammte aus Kalabrien – schien schlecht getroffen zu haben. »Nichts passiert«, sagte der König,

den erträglichen Schmerz missachtend. Er tröstete vor allem die weinende Maria Annunciata: »Hab keine Angst, ich lebe, ich bin unverletzt. Oder beinahe unverletzt. Sieh doch, ich werde zurückkreiten, als ob nichts geschehen wäre.«

Er bestieg vorsichtig das Pferd. Die Schmerzen nahmen zu, aber er hielt sich im Sattel, er zeigte nicht, dass die Wunde schmerzte. Im Wagen folgte die königliche Familie.

Das Kriegsgericht verurteilte den Attentäter »zum vierten Grade des öffentlichen Beispiels«. Er wurde vor seinem Bataillon der Uniform entkleidet und in ein schwarzes Hemd gesteckt. Über seinen Kopf wurde ein schwarzer Schleier gezogen. Dann wurde er barfuß auf einem Karren nach dem Richtplatz geführt. Zwei Stunden dauerte seine Folterung. Sterbend rief er: »Es lebe die Freiheit!«

Am nächsten Tag wurde in der Kirche San Francesco di Paola anlässlich der Errettung des Königs aus Todesgefahr ein feierlicher Dankgottesdienst abgehalten. Während der König die Kirche betrat, flog das Pulvermagazin am Ende des neuen Molos in die Luft. Der König, von dem Donner der Explosion betäubt, verlor das Bewusstsein und fiel um. Nach einigen Minuten erholt er sich. »Es ist nichts«, sagte er, als der Leibarzt ihm Bettruhe verordnete.

Bei der Explosion waren zwanzig Menschen umgekommen. Zwei Männer, die der Tat verdächtig waren, wurden hingerichtet. Der König ließ verkünden, die letzten Ausläufer der Revolution hätten die letzten Opfer gefordert, von nun an werde Ruhe und Friede sein.

Er glaubte nach wenigen Tagen, die Wunde sei verheilt. Aber kurz darauf fiel er plötzlich wieder in Ohnmacht, obwohl kein Explosionsdonner ihn umwarf. Sein Körper hatte Schaden gelitten. Der Soldat Agesilao Milano hatte sein Opfer nicht verfehlt. Der König siechte hin. Er starb langsam, er war verloren. Am 22. Mai 1859 jubelte heimlich das Volk: »Re Bomba ist tot!«

Die Prinzessin Maria Annunciata war in den letzten Tagen nicht von seinem Bett gewichen. Sie hatte nächtelang gebetet, sie hatte zwischen den Gebeten im Jähzorn ihres ungebärdigen Herzens gegen die

himmlischen Mächte gewütet, die ihr den abgöttisch geliebten Vater rauben wollten. Nach seinem Tod stand sie demütig auf und ging zur Beichte.

Der phlegmatische Francesco war nun König. Er nannte sich Franz II. Er hatte vor drei Monaten die achtzehnjährige bayrische Prinzessin Marie, eine Schwester der österreichischen Kaiserin, geheiratet; er hoffte, das Haus Habsburg werde ihn erfolgreicher schützen als die Lazzaroni, die seinen Vater beschützt hatten. Es war sein Vorsatz, alles besser zu machen als sein Vater, aber er kam nicht dazu, seine unklaren Pläne durchzuführen, die Ereignisse gingen über ihn hinweg. Garibaldi eroberte Sizilien und Neapel und legte das Königreich Viktor Emanuel, dem künftigen Beherrschenden des geeinten Königreichs Italien, zu Füßen. Als alles schon verloren war, verteidigte sich der geschlagene junge König noch drei Monate lang tapfer in der Festung Gaeta. Am 13. Februar 1861 kapitulierte er.

Die Dynastie Bourbon-Sizilien war abgesetzt. Die Lazzaroni hatten ihr nicht geholfen. Das Haus Habsburg hatte die Katastrophe nicht aufgehalten. Francesco ging nach Rom. Der kriegerische Papst Pius IX. nahm ihn und die ganze Familie väterlich auf. Am 24. November 1848 hatte der Papst, von bewaffneten Volksmassen bedrängt, flüchten müssen. Damals hatte ihn der fromme Re Bomba in Gaeta gastfreudlich aufgenommen und zwei Jahre lang beherbergt. Jetzt konnte der Papst den Kindern und der Witwe seines verstorbenen Freundes die Gastfreundschaft vergelten.

Francesco grübelte einige Wochen lang über zwei verhängnisvolle Fehler nach, die er begangen hatte. Cavour, der ränkevolle Diplomat, der dem Hause Savoyen ein Land nach dem andern gewann, hatte nach dem Tode des Re Bomba dem jungen Francesco ein Bündnis angeboten; das wäre vielleicht die Rettung des Hauses Bourbon-Sizilien gewesen. Der junge König hatte dieses Angebot zurückgewiesen; aus eigener Kraft hatte er das Entstehen eines großen Reichs des Hauses Savoyen hintanhalten wollen. Das war der eine Fehler. Der zweite schmerzte Francesco noch tiefer. Er hatte die Gefühle seiner Untertanen falsch

beurteilt. Seine Freunde, aber auch die Polizeipräfekten vieler Gemeinden hatten seit Jahren behauptet, das mit dem Re Bomba unzufriedene Volk liebe den Kronprinzen. Wer aber hatte jetzt den jungen König abgesetzt? Nicht Cavour und nicht Garibaldi, sondern das Volk. Die Volksabstimmungen in Neapel und in Sizilien hatten ergeben, dass niemand hinter dem verblendeten jungen König stand. Man hatte ihn betrogen. Er hatte sich selber betrogen. Der Widerstand, den er zuletzt in der Festung Gaeta geleistet hatte, rettete einigermaßen seinen Ruf. Er war vielleicht ein Dummkopf, aber er war kein Feigling. Es blieb ihm, wenigstens in seiner Einbildung, die Gloriole des Heldentums. Sie half ihm über die ersten Monate des Exils hinweg. Dann verblasste die Gloriole, aber auch die Selbstvorwürfe zehrten seine Denkkraft nicht mehr auf. Er fand sich in die Rolle des Königs im Exil, er spielte sie allmählich nicht ohne Behaglichkeit. Er hatte in den zwei schweren Jahren seit seinem Regierungsantritt fünf Kilo verloren, er wollte sie wiedergewinnen. Es war unrühmlich, aber erträglich, als exilierte König in Rom ein vornehmes königliches Geschlecht zu repräsentieren. Die Familie Bourbon-Sizilien hungerte nicht, und es war nicht unangenehm, in einem Hofwagen in den Straßen Roms spazieren zu fahren und die Menschen flüstern zu hören: »Das ist der exilierte König beider Sizilien.«

An der Seite des jungen Königs pflegte einer seiner Stiefbrüder zu sitzen, denen das Leben in Rom ausnehmend zusagte. Zuweilen zeigte sich Francesco auch mit dem Botschafter einer Großmacht oder mit einem Sondergesandten; der entthrone Könige beider Sizilien hatte nicht abgedankt, er sandte von Zeit zu Zeit Protestnoten an die Staatsoberhäupter und erneuerte immer wieder das Gelübde, sein Land und sein Volk von der Gewaltherrschaft der Usurpatoren zu befreien. Er ernannte den Vizeadmiral del Re zu seinem Minister des Auswärtigen und beriet mit ihm den Text der Proteste. Er kaufte in Rom ein Palais. Er war mit seinem Schicksal ausgesöhnt, gab es jedoch nicht zu.

Nie sah man an seiner Seite im königlichen Hofwagen die Prinzessin Maria Annunciata, das Lieblingskind des Re Bomba. Sie trauerte

ihrem Vater noch immer nach. Er hatte ihr gesagt: »Du bist die Einzige, die Sinn für Größe hat, alle andern sind nichts wert. Francesco wird in ein paar Monaten zunichtemachen, was ich mit eiserner Hand und mit Gottes Hilfe geschaffen und festgehalten habe.« Was er vorausgesagt hatte, war Wirklichkeit geworden. Das Reich war dahin, die Dynastie verjagt, zu Ende der Traum von Größe und Macht. Was Francesco tat, um das verlorene Erbe wiederzugewinnen, war eine Farce. Seine Proteste nahm niemand ernst, man verlachte sie, er war ein kleiner verächtlicher Mensch. Maria Annunciatas krankhaft bleiches Gesicht färbte sich zu hektischem Rot, wenn sie ihn anblickte. Sie erwartete gierig die erste Gelegenheit, sich von seinem verhassten Anblick zu befreien.

Diese Gelegenheit bot sich bald. Im Juni 1862 hielt ein jüngerer Bruder des österreichischen Kaisers, Erzherzog Karl Ludwig, um sie an. Sie kannte ihn kaum, sie hatte ihn einmal in Venedig flüchtig gesehen, vielleicht hatte sie auch mit ihm gesprochen, sie wusste es nicht. Sie wollte nichts wissen, sie wollte nur fort. Nicht mehr das Zerrbild des vergötterten Vaters sehen. Nicht mehr Tag für Tag und Stunde um Stunde den Verfall vor Augen haben, die abgeschmackte Form ohne Inhalt, das ironische Lächeln der Diplomaten, die der herabgewürdigten Un-Majestät ihre Reverenz erwiesen. Nicht mehr unter den übeln Geschwistern, die sich mit törichten Liebeshändeln die Zeit vertrieben, die Einzige sein, die sich mit der schmachvollen Erniedrigung des großen Namens nicht abfinden konnte. Lieber ein neues Leben in fremdem Land an der Seite eines Fremden beginnen, der von der Maßlosigkeit ihres Anspruchs nichts ahnte.

In den letzten Wochen ihres römischen Exils erlebte die Prinzessin eine kleine Genugtuung: Garibaldi, der Eroberer Siziliens und Neapels, der sich entschlossen hatte, auf eigene Faust seine Freischaren nach Rom zu führen, war von den Soldaten Viktor Emanuels umstellt und, aus einer Schusswunde blutend, eingekerkert worden. Mit schadenfrohem Lächeln las sie in den Zeitungen das Schreiben, das Garibaldis Jugendfreund Mazzini an das Ministerium in Turin richtete: »Ganz

Italien ist mit Garibaldi verwundet und gefangen. Wir verlangen Garibaldis Befreiung im Namen Italiens, im Namen der Dankbarkeit, die wir und Sie ihm schuldig sind.« Nach diesem Zwischenspiel war es weniger unerträglich, dass sich der König von Sardinien »per grazia di Dio e della volonta del popolo« zum König von Italien proklamieren ließ. Zerfleischt euch, Hyänen! Zeigt der Welt, was euer »geeintes« Italien ist, seit der große König nicht mehr lebt!

Als der österreichische Gesandte bei Francesco in Audienz erschien, um das Zeremoniell der Hochzeitsfeierlichkeiten zu besprechen, war der Exkönig mit der Absendung einer neuen Protestnote an die europäischen Höfe beschäftigt.

»Diesmal«, sagte er, »protestiere ich auch gegen den Raub meines Privateigentums. Ich erkläre alle Aneignungen von Stamm- und Alodialgütern meines königlichen Hauses für null und nichtig.« Er faltete das mit seiner Unterschrift versehene, von seinem Minister des Äußern mitunterfertigte Schriftstück, überreichte es dem Gesandten und sagte: »Nehmen Sie den Wisch gleich mit!«

Der Gesandte verzog keine Miene, steckte das Dokument in die Aktentasche und begann das Hochzeitszeremoniell zu besprechen. Francesco unterbrach ihn: »Hören Sie, mein Lieber, ich habe wichtigere Geschäfte im Kopf als dieses Hochzeitszeremoniell. Besprechen Sie mit dem Vizeadmiral del Re die Einzelheiten. Ich behalte mir nur vor, die Liste der Einzuladenden zu revidieren.«

Der Gesandte verbeugte sich. Es wurde festgesetzt, dass die Vermählung durch Prokuration in Rom, fünf Tage später in Gegenwart des Bräutigams in Venedig stattfinden solle.

Die Trauung durch Prokuration fand am festgesetzten Tag in Rom statt. Maria Annunciata fuhr an der Seite des Grafen von Trapani, der den Bräutigam vertrat, in den Quirinal. Vor dem Palast stand eine unübersehbare Menge neugieriger Römer und Römerinnen, die das Brautkleid der Prinzessin sehen wollten. Sie zeigte sich auf dem Balkon. Das schöne bleiche Gesicht der Neunzehnjährigen verriet keine Gemütsbewegung. Sie hörte das Volk schreien und rufen, sie dankte

mit einem kleinen hochmütigen Kopfnicken. Sie dachte: In so eine Volksmenge hat mein Vater vom Balkon des Königsschlosses schießen lassen. Das wird kein anderer König wagen, solange die Welt besteht.

Auf der Fahrt nach Venedig studierte sie die Genealogie des Hauses Habsburg-Lothringen. Sie wusste, dass es sinnlos war, neue Hoffnungen aufkommen zu lassen. Sie wollte sich vor Träumen hüten, die nicht in Erfüllung gehen konnten. Nichts mehr von Größe und Macht! Aber ihr krankhafter Ehrgeiz bewegte sich gegen ihren Willen und ungeachtet ihrer besseren Einsicht in den Sphären des Traums. Deshalb hatte sie die Namen, die Geburtsdaten und die Rangordnung aller Mitglieder des regierenden Hauses Österreich auswendig gelernt. Sie wurde nicht müde, sie zu studieren. Der Kaiser von Österreich war noch jung, zweiunddreißig Jahre alt. Er hatte einen Sohn und Thronerben, den vierjährigen Kronprinzen Rudolf. Selbst wenn beide stürben, der Kaiser und der Kronprinz, überlegte sie, wäre mein Gatte noch nicht der nächste Thronanwärter; er ist um ein Jahr jünger als sein Bruder Ferdinand Max, der um zwei Jahre jünger als der Kaiser ist. Keine Hoffnung! Wozu lebe ich noch? Um Kinder zu gebären, die zu einem unnützen ruhmlosen Leben verdammt sind.

Der Erzherzog Karl Ludwig fuhr ihr bis Malamocco entgegen. In der Uniform eines Feldmarschalleutnants betrat er das Schiff und beugte sich über die schöne schmale Hand der Prinzessin. Er beteuerte, sie sei schöner als sein schönster Traum von einer schönen Frau. »Es wird ein großer Hochzeitsrummel sein«, erzählte er eifrig, »riesig viel Gäste, die vierhundert Zimmer des kaiserlichen Palastes in Venedig reichen nicht aus!« Dienstbeflissen zählte er die Namen der österreichischen, bayrischen und spanischen Verwandten auf, die das junge Paar in Venedig erwarteten.

Was für ein Schwätzer!, dachte sie. Ohne Uniform sähe er wie ein Seifensieder aus.

Um fünf Uhr wurden sie in der Kapelle des kaiserlichen Palastes getraut. Die Mutter des Bräutigams, die kluge, energische Erzherzogin Sophie, blickte während der Trauungsfeierlichkeit unaufhörlich die

Braut an: besorgt und misstrauisch. Gleich nach der Trauung winkte sie den österreichischen Gesandten zu sich heran und flüsterte ihm zu: »Ist sie nicht krank? Sie sieht aus, als ob sie Tuberkulose hätt.«

»Verzeihung, Kaiserliche Hoheit«, antwortete er, noch leiser flüsternd, »ich hab nicht den Auftrag oder die Befugnis gehabt, über diesen Punkt Erkundigungen einzuziehen.«

Die Geburt

Der Erzherzog Karl Ludwig war gewohnt, seiner Mutter ohne Widerrede zu gehorchen. Er hatte als Kind nie gewagt, einen ihrer Befehle zu missachten, er wagte es auch als Erwachsener nicht. Er überließ sich ihrer Führung wie ein Kind. Das war in seinen Augen keine Schande und keine Schwäche, denn sogar sein regierender Bruder, der Kaiser Franz Joseph, stand ganz unter dem Einfluss der willensstarken Mutter, die eine zweite Maria Theresia sein wollte, obwohl sie, aus Bayern gekommen, einen einflusslosen Mann geheiratet hatte, den der Ehrgeiz, die schönsten Schimmel der Kaiserstadt zu besitzen, restlos ausfüllte.

Die Erzherzogin Sophie hatte ihren ältesten Sohn mit beispieloser Hingebenheit auf den Herrscherberuf vorbereitet. Ihren jüngeren Söhnen hatte sie wenig Liebe und wenig Beachtung geschenkt; sie waren ihren Erziehern überlassen geblieben, denen auferlegt worden war, den jungen Prinzen Gehorsam und nichts als Gehorsam beizubringen. Der zweite Sohn der Erzherzogin Sophie, Ferdinand Max, schon als Kind sensibel, ehrgeizig,träumerisch, zu Phantastereien geneigt und nicht unbegabt, hatte unter dieser Zurücksetzung gelitten. Karl Ludwig, robuster als er, hatte nicht gemerkt, dass er von seiner Mutter wie von einer empfindungslosen Stiefmutter behandelt worden war. Man hatte von ihm gefordert, dass er gehorsam und fromm sei. Er war gehorsam und fromm geworden. Es war bequem, gehorsam und fromm

zu sein, es war unbequem, sich aufzulehnen und über Gott und die Welt nachzudenken. Als Dreieinhalbzigjähriger war er mit einer unscheinbaren sechzehnjährigen sächsischen Prinzessin verheiratet worden, einem verschüchterten Kind, das kein Kind zur Welt bringen konnte und nach kaum zweijähriger Ehe starb. Um den jungen Erzherzog zu beschäftigen, hatte der Kaiser ihn zum Statthalter in Tirol ernannt. In den Bergen, unter den gutmütigen Tirolern, hatte der junge Ehemann und später der junge Witwer sich wohlgefühlt. Liebhaber des Jagdvergnügens, unendlich geduldiger Angler, passionierter Kirchenläufer, hatte er in den Wäldern, an den Ufern der Flüsse und Bäche, in den Kirchen und in dämmrigen Weinstuben in Innsbruck und Bozen eine schöne Zeit verbracht, keinem Rechenschaft schuldig als dem Kaiser und der Mutter. Dann hatte der Kaiser sich genötigt gesehen, dem Reich eine neue Verfassung zu geben, die auch in das Leben des Erzherzogs eingriff: Von nun an war jeder Statthalter nicht nur dem Kaiser, sondern auch dem Ministerpräsidenten verantwortlich. Infolgedessen musste Karl Ludwig seinen Posten verlassen, denn es war mit der Würde eines Mitgliedes des kaiserlichen Hauses unvereinbar, Untergebener eines niedriger geborenen Zivilbeamten zu sein. Da der Erzherzog zum militärischen Dienst nicht taugte – er trug die Generalsuniform, ohne eigentlich Soldat zu sein –, beschloss seine Mutter, ihn wieder zu verheiraten. Das Familienleben sollte ihn vor Langeweile und schlechter Gesellschaft bewahren.

Maria Annunziata war ihr als Schwiegertochter aus mehreren Gründen willkommen. Habsburger hatten sich schon oft mit Bourbonen ehelich verbunden, es war eine gute alte Tradition. Die Schwester eines jeder Macht beraubten abgesetzten Königs konnte nicht gefährlich werden; andererseits war zu erhoffen, dass sie für die dynastischen Ansprüche des Hauses Habsburg und für die österreichischen Staatsnotwendigkeiten volles Verständnis mitbringen werde. Das strenge Regiment, das Franz Joseph unter dem Einfluss seiner Mutter in Österreich eingeführt hatte, unterschied sich nicht wesentlich von den Regierungsmethoden des Re Bomba. Der bedrängte junge Kaiser hatte wie der Re

Bomba dem Reich eine Verfassung geschenkt; er hatte bald darauf wie der Re Bomba die Verfassung widerrufen. Der junge Kaiser hatte sich wie der Re Bomba entschlossen, mit Polizeivorschriften statt mit dem Volk zu regieren. Der junge Kaiser hatte wie der Re Bomba zwei große Ziele ins Auge gefasst: die Festigung des autokratischen Regimes und die Erweiterung der Macht der Dynastie als oberstes Prinzip. Der junge Kaiser hatte, wie der Re Bomba, in den Revolutionsjahren zweitausend Todesurteile unterschrieben und die Anführer der Revolution, die Grafen wie die Landstreicher, hängen lassen. Der Re Bomba war ein kluger, energischer Souverän gewesen; er hatte sicherlich seine Tochter so gut erzogen, dass von ihrem Charakter keine peinlichen Überraschungen zu fürchten waren. Eine ungebärdige, eigene Wege gehende Schwieger-tochter war der Mutter des Kaisers ein Greuel. Sie hatte bereits zwei Schwiegertöchter, die ihr missfielen. Die Kaiserin Elisabeth entwickelte sich überaus unerfreulich; mit ihren romantischen Launen, mit ihrer Verachtung der Tradition, mit ihrer ungezügelten Spottlust, die weder den Kaiser noch die Mutter des Kaisers verschonte, erregte sie unauf-hörlich Ärgernis. Die Kaiserin war aber – einstweilen – wenigstens poli-tisch harmlos; viel gefährlicher erschien der Mutter des Kaisers die zweite Schwiegertochter, die Belgierin Charlotte, die ihren Gatten, den Erzherzog Ferdinand Max, zu politischen Eskapaden ermutigte. Sophie hasste diese schlecht erzogenen Schwiegertöchter, die zuchtlos lebten, weil sie im Vaterhause die strenge Zucht, die aus gehorsamen Kindern gehorsame Ehefrauen und Schwiegertöchter macht, nicht kennenge-lehrt hatten. Der strenge König Ferdinand, vor dem seine Untertanen gezittert hatten, war zweifellos ein strenger Vater gewesen. Die Frau des Erzherzogs Karl Ludwig hatte die Aufgabe, ihren Gatten zu zerstreuen, Kinder zu gebären und, von der großen Welt unbeachtet, das gottes-fürchtige Leben einer bescheidenen Landedelfrau zu führen, der das Glück, in die Familie des Kaisers aufgenommen worden zu sein, nicht zu Kopf steigen durfte.

Die kleine, dürftige Prinzessin Margarete aus Sachsen, die erste Frau Karl Ludwigs, hatte sich im zweiten Ehejahr, ihre schüchterne Seele

verhauchend, dieser Aufgabe entzogen. Eine kränkliche, lebensunfähige Frau hatte die Erzherzogin Sophie ihrem anspruchslosesten Sohn nie gewünscht. Sie wünschte, dass er in ländlicher Abgeschiedenheit wunschlos glücklich werde. Deshalb erschrak sie, als sie in Venedig am Traualtar die blutleeren Wangen der neunzehnjährigen Maria Annunciata erblickte, das hektische Rot, das in diese bleichen Wangen stieg, das fiebrige Glänzen der düsteren, großen schwarzen Augen. Das mütterliche Gefühl meldete sich in der energischen, zielbewussten Mutter. Sie war erzürnt. Warum hatte niemand gemeldet, dass die Neapolitanerin kränklich aussah? Musste man eine Prinzessin, die Frau werden sollte, wie ein feilgebotenes Rennpferd von einem Arzt untersuchen lassen, um nicht betrogen zu werden? Jetzt konnte nichts mehr geändert werden. Es blieb nichts übrig, als dem jungen Ehepaar einen längeren Aufenthalt in einer warmen, die Krankheitskeime bekämpfenden Landschaft zu empfehlen.

Die Erzherzogin Sophie wählte das Kronland Görz aus; dort sollte das junge Ehepaar den ersten Winter verbringen. Der gehorsame Erzherzog fuhr mit seiner jungen Frau nach Görz.

Maria Annunciata wusste nicht, dass sie ernsthaft krank war. Ihr häufiges kurzes, spitzes Hüsteln war weder in Neapel noch in Rom mit Besorgnis beobachtet worden. Alle Kinder des Königs Ferdinand hatten gehüstelt, alle hatten zuweilen über Bruststechen geklagt, auch der Kronprinz, der später als belagerte König in der Festung Gaeta fünf Kilo verlor, ohne daran zu sterben. Karl Ludwig sagte seiner jungen Frau, Görz sei das schönste österreichische Kronland mit der ergebensten Bevölkerung. Maria Annunciata erhob keinen Einwand. Sie war von dem beschämenden Anblick des würdelosen Stiefbruders befreit, sie lebte nicht mehr im Exil, alles andere war unwichtig. Sie sehnte sich nicht nach der vielgerühmten Hauptstadt des Kaiserreichs, nach dem Hofleben im Schatten ehrgeiziger und missgünstiger Frauen, deren Rang höher war als der ihre. Sie wollte nicht hinter der Kaiserin, der Mutter des Kaisers und der strahlend schönen Frau des Erzherzogs Ferdinand Max rangiert werden. Sie zog die Einsamkeit des Land-

lebens in Görz vor. Sie sagte: Alles oder nichts. Der Ruhm ihres königlichen Hauses war ein Gespött, ihre Familie gedemütigt, das Andenken ihres Vaters geschändet. Sie hatte nicht die Macht gehabt, es zu verhindern. Sie musste kapitulieren. Niemand sollte es sehen.

Sie war menschenscheu. Sie verriet nicht ihre Gefühle. Sie war einsam und wollte einsam sein. In ihrem fest verschlossenen Herzen waren noch alle Träume versammelt, die ihr Vater in ihr wachgerufen hatte. Es waren dunkle, düstere Träume, heroische Träume, von Blut und Gewalttaten schwer. Die Kanonaden von Neapel und Palermo, das Bombardement von Messina war in ihren Träumen. Sie träumte, was ihr Vater ihr erzählt hatte. Sie träumte von ihm, von seinem Triumph, von seiner Macht und Größe und Herrlichkeit. Sie war die Einzige, die diese Herrlichkeit geschaut und begriffen hatte.

Sie hielt ihre Träume ebenso wie ihre Gefühle geheim. Ihr Mann sollte nie wissen, nie erfahren, dass er nur ihren Körper besaß, sonst nichts, ihre Liebe nicht und nicht einmal ihre Achtung. Sie konnte den harmlosen, beschränkten Mann, der unbekümmert und leichten Herzens in diese Ehe getreten war, weder achten noch lieben. Er sprach viel, er redete immer nur von Menschen und Dingen, die nicht der Rede wert waren. Er erklärte ihr, warum sich die Forellen in einem Bach tummelten und nicht in einem andern. Er zeigte ihr auf der Generalstabskarte die Grenzen des Jagdgebiets, das ihm zur Verfügung stand. Er entwickelte ihr den Plan, eine Hühnerfarm einzurichten und eine bestimmte Sorte schwarzweiß gestreifter Hühner zu züchten. Er erklärte den Unterschied zwischen dem Tiroler und dem Dalmatiner Wein. Er las ihr die Reden vor, die er als kaiserlicher Statthalter bei festlichen Anlässen, bei der Eröffnung einer Ausstellung oder bei der Weihe einer Veteranenfahne gehalten hatte. Er sammelte Briefmarken und versuchte beharrlich, ihr diese Sammelleidenschaft verständlich zu machen, indem er ihr tagelang über die Seltenheitswerte aller Marken, die er besaß, Vorträge hielt. Es stellte sich heraus, dass er von dem Vater seiner Frau nichts anderes wusste, als dass der verstorbene König schöne sizilianische Marken hatte drucken lassen, die in Sammler-

kreisen hohes Ansehen genossen. Der gutmütige, geschwätzige Mann ahnte nicht, dass Maria Annuciata seinen monotonen Redeschwall unerträglich fand. Seine sanften, wasserblauen Augen blickten sie freundlich und heiter an, sein schütterer blonder Bart, den sie immer vor sich hatte, ödete sie an wie die gelben Stoppeln auf den Feldern, die sich bis zu den kahlen Bergen dehnten. Hinter den Bergen war das Meer. Das Meer war nur noch in den Träumen.

Als der Winter kam, war alles in ihr erstorben. Das Gleichmaß der Tage und Nächte war grauenhaft. Man saß in den überheizten Zimmern, die Uhren tickten laut, das waren die einzigen Laute, die sie nebst dem Redeschwall des Erzherzogs hörte. Er saß in einem bequemen Hausrock am breiten Ofen, er ließ sich nicht rasieren, die gelben Stoppeln seines Bartes kratzten widerwärtig, wenn er Maria Annuciata küsste. Sie schloss die Augen, sie ließ alles über sich ergehen, die Küsse, die Umarmungen, die naiven Erzählungen, die sie bereits kannte, den schlaftrigen Tonfall der unermüdlichen Männerstimme, die treuherzig und bieder wiederkaute.

Eines Tages war die Geduld der Prinzessin zu Ende. Es war Schnee gefallen, er glitzerte vor den Fenstern, die Welt wurde noch leiser, die Uhren tickten noch lauter, es war nicht auszuhalten. Maria Annuciata lag schlaflos im Dunkel der Nacht, im dunklen Getick der hohen, alten Pendeluhrn. Sie richtete sich auf, weckte den ahnungslosen Mann und sagte: »Ich halt es nicht aus. Ich halt es nicht aus. Ich will fort.«

»Fort? Warum? Ist es nicht schön hier? Schön friedlich und ruhig?«

»Fort! Fort aus dieser Öde.«

»Wohin?«

Sie dachte nach.

»Einerlei. Nur fort. Nach ... meinewegen nach Wien.«

Sie reisten am nächsten Tag. Der Erzherzog überlegte während der ganzen Fahrt, was er der strengen Mutter sagen solle. Das Kronland Görz war ihm als Aufenthaltsgebiet zugewiesen worden, zum ersten Male unternahm er etwas auf eigene Faust. Zaghaft trat er der Mutter entgegen. Er sagte ihr zaghaft, Maria Annuciata vertrage schlecht

den Wechsel der launenhaften Witterung, das Ungestüm der Bora. Sie wolle in Wien leben.

Die Erzherzogin Sophie überlegte, entschied: »Ihr geht nach Graz.«

Der Kaiser willigte ein. Karl Ludwig war entzückt. Graz, die Stadt der pensionierten Generale, war der Ort, den er am meisten liebte. In Graz würde er nicht mehr der Einzige sein, der Generalsuniform trug und nichts tat. Graz war eine große und ruhige Stadt, groß genug, der verstörten Frau Zerstreuungen zu bieten, ruhig genug, sein Bedürfnis nach idyllischem Leben zu befriedigen.

Sie fuhren nach Graz. Maria Annunciata hatte gemerkt, dass sie am Wiener Hof ein unwillkommener Gast war. Die abschätzenden Blicke der herrschsüchtigen Schwiegermutter verfolgten sie. Es war sinnlos, mit dieser bösen alten Frau zu kämpfen, denn es gab nichts zu erkämpfen. Sophiens Herrschaft war gesichert. Ihr ältester Sohn war Kaiser. Der Kaiser hatte einen Sohn. Der Kaiser hatte überdies einen ehrgeizigen Bruder, der älter als Maria Annunciatas Gatte war. Sophie hatte von dem Ehrgeiz der Neapolitanerin nichts zu fürchten. Dennoch wollte sie die Tochter des Re Bomba nicht am Wiener Hof dulden. In der Provinz, in Görz, in Graz, war die Ehrgeizigste ungefährlich. Der beschränkte Karl Ludwig ahnte nicht, warum er nicht in Wien bleiben durfte. Maria Annunciata klärte ihn nicht auf. Wozu ihn aufklären? Er ahnte nicht, wer sie war.

Sie bezogen in Graz ein Palais unter dem Schlossberg, ein altes Barockgebäude, das in den Felsenberg eingebaut war.

Das Haus lag am Ende einer Sackgasse. Maria Annunciata dachte: Ich bin endgültig in eine Sackgasse geraten. Sie dachte: Es ist mein Wille gewesen, ich habe freiwillig diesen Mann, diese Sackgasse gewählt.

Der Erzherzog war in der neuen Umgebung glücklich. Er sprach leutselig jeden pensionierten General an, er wurde der Protektor aller Bälle, aller Ausstellungen, aller Veteranenvereine, er hielt leutselige Ansprachen, die Bevölkerung hatte ihn gern. Man sagte: Der Erzherzog ist ein gemütlicher, braver Herr. Er hatte wieder gute Tage. Die Tage waren

schöner als die Nächte. Maria Annunciata bereitete ihm Sorgen. Nicht ihr kränkliches Aussehen; sie klagte nie über körperliche Leiden. Aber ihr unruhiger Geist erschreckte ihn. Er verstand nicht, warum sie nicht glücklich sein wollte. Seine Mutter hatte ihm gesagt: »Zum Glücklichsein gehört ein gemeinsames Schlafzimmer.« Das junge Paar hatte ein gemeinsames Schlafzimmer. Aber Maria Annunciata schien sich nicht wohlzufühlen. Zuweilen erwachte Karl Ludwig in tiefer Nacht und hörte sie murmeln: »Sackgasse.« Er rührte sich nicht und lauschte. Dann hörte er sie wieder murmeln: »Sackgasse. Sackgasse.« Was will sie?, dachte er verstört. Das ist doch keine Sackgasse, sondern das vornehmste Viertel, eins der schönsten Grazer Palais. Gegenüber liegt das Palais Attems; hat sich jemals die reizende junge Gräfin Attems über die Sackgasse beklagt? Ich möchte wetten, dass ihr noch nie eingefallen ist, unsere Gasse Sackgasse zu nennen. – Manchmal hörte der Erwachende die schlaflose Frau flüstern: »Das ist nicht auszuhalten.« Genau wie in Görz. Es war ärgerlich. In dieser schönen, gemütlichen Stadt! Sie ist sehr anspruchsvoll, dachte er. Aber schon sehr. Wenn sie nur schon ein Kind hätt! Das tät ihr die Mucken austreiben.

Im Frühling wurde sie schwanger. Der Erzherzog jubelte. Als er die Nachricht vernahm, gab er dem ersten Bettler, dem er begegnete, fünf Gulden. Wochenlang dachte er nach diesem Tage an den Sohn, den er sich wünschte, und an die verschwendeten fünf Gulden; er war geizig, er gab allen Bettlern zusammen in einem ganzen Jahr nicht viel mehr. Er warf sich den Leichtsinn vor, aber diese verschwendeten fünf Gulden reuteten ihn nicht. Er betete jeden Morgen für die junge Frau, für das ersehnte Kind. Er ging an keiner Kirche, an keiner Kapelle vorüber, ohne für die junge Frau, für das ersehnte Kind gebetet zu haben. Leichter ertrug er nun alle Launen, alle »Mucken« der schwer verständlichen Frau, denn jetzt war alles leichter zu verstehen. Sie ertrug schlecht die Schwangerschaft, sie bemühte sich nicht, es zu verbergen, sie schloss sich in dem Schlafzimmer ab und ließ den Mann nicht ein, sie war bei den Mahlzeiten stumm, und wenn er Fragen stellte und keine Antwort bekam und fragte, warum sie nicht antworte, sagte sie mürrisch: